

ANNA ROMER
Am dunklen Fluss



GOLDMANN

Lesen erleben

Anna Romer

Am
dunklen Fluss

Roman

Deutsch von pociao
und Roberto de Hollanda

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
»Lyrebird Hill« bei Simon & Schuster Australia, Sydney.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese
nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

5. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung April 2017

Copyright © der Originalausgabe 2014 by Anna Romer

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2017

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Published by arrangement with Anna Romer

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas

Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Gestaltung des Umschlags und der Umschlaginnenseiten:

UNO Werbeagentur München

Umschlagfoto © Getty Images / Jan Wlodarczyk; FinePic®, München

Redaktion: Kerstin von Dobschütz

Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48626-7

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für meine wunderschöne Katie,
mit all meiner Liebe

Du bist der Rubin im Herzen des Granitsteins,
wie lange willst du uns noch täuschen?
Wir sehen die Wahrheit in deinen Augen.

Rumi

Prolog

August 1898

Es ist Mitternacht. Ich hocke auf dem kalten Boden der Bibliothek und kritzle diese Zeilen im Licht eines Kerzenstummels. Der Wind rüttelt an den Fensterscheiben, und die Luft ist schwer vom Gestank des Schießpulvers.

Die bewaffneten Männer kommen näher. Ich höre ihr Geschrei, als sie das Farngestrüpp am Waldrand niedertrampeln. Gleich werden sie durch die Auffahrt und die Bäume auf das Haus zustürmen. Ihre Hunde werden den Geruch nach Blut aufnehmen und uns finden.

Neben mir auf dem Boden liegt ein Mann, bedeckt mit meinem Umhang. Ein dunkler Blutfleck sickert durch die graue Wolle.

»Liebster«, flüstere ich ihm ins Ohr. »Kannst du mich hören?«

Er antwortet nicht. Ich höre nur den Wind in den roten Eukalyptusbäumen rauschen und das ferne Bellen der Bluthunde. Ich betrachte ihn im Mondlicht, den breiten, von tiefen Falten gesäumten Mund, die majestätische Nase, die blasse Haut. Sein Gesicht zieht die Blicke auf sich und weckt in unachtsamen Betrachtern Neugier. Und dann Faszination, die sich bei näherer Bekanntschaft in fürchterliche Besessenheit verwandelt.

Ich schließe die Augen, doch es nützt nichts, die Vergangenheit ausblenden zu wollen. Meine Sehnsucht ist wie ein Mes-

ser, das sich mitten ins Herz bohrt. Meine Trauer fühlt sich an wie der Tod. Ich will jetzt nur noch sterben, hier, im Dunkeln, in der Nähe meines Liebsten.

Ich rücke dichter an ihn heran. Die Luft riecht nach Kupfer. Mein Vater sagte immer, Blut habe den kräftigen Geruch von Roheisen, doch das finde ich nicht. Mir erscheint er eher unangenehm, wie die Schatten der Kasuarinen, unter denen ich als Kind spielte. Es riecht nach Meer und Asche, nach den Schlangen, die sich unter dem alten Haus verbergen, nach Metall, das zu lange im Erdreich vergraben war.

So viel Blut.

Mein Blick schweift durch den Raum, aber irgendwie bringe ich es nicht fertig, den anderen leblosen Körper zu betrachten, der im Dunkeln liegt. Die Aufmerksamkeit huscht an ihm vorbei, flüchtig wie eine Maus. Nicht dass sein Tod mir leidtäte, im Gegenteil, er war mein ärgster Feind, und ich habe gute Gründe, mich über sein Ableben zu freuen. Das Einzige, was ich bedaure, ist, dass er uns mit seinem Tod alle verdammt hat.

Ich raffe die Röcke zusammen, strecke mich neben meinem Liebsten aus und zwänge meine warmen Finger in seine kalte Hand. Mein Schluchzen zerreißt für einen Moment die Stille. Dann ist alles wieder ruhig.

Ich versuche, mich an ein Gebet zu erinnern. Nicht für meine eigene Seele, denn mich kann niemand mehr retten, sondern für diejenigen, die ich einst geliebt habe und die mich nun verfolgen. Gott erhört alle Gebete, pflegte mein Vater zu sagen, sogar die der Sünder. Ich versuche, mich auf die Worte zu besinnen, aber sie fallen mir nicht ein. Vielleicht sind meine Sünden doch zu groß, selbst für die Ohren eines gütigen Gottes.

Mit einem Mal wird mir bewusst, welch lange Reise hinter mir liegt. Nicht nur über den stürmischen Ozean in ein unbe-

kanntes Land, sondern auch von einem Kind zur Frau und darüber hinaus. Auf dem Weg habe ich mein früheres Ich verloren, und dieses neue, fremde Wesen kam zum Vorschein. Es ist eine Fremde, die mich nervös und oft auch ängstlich macht. Trotzdem fühle ich mich in ihrer Haut wohler als in der des naiven Mädchens, das ich einmal war.

Ich schmiege mich noch enger an den Mann neben mir, halte seinen reglosen Körper in den Armen und wünsche mir, meine Wärme könnte ihn wieder zum Leben erwecken. Einmal sagte er, dass die Liebe die Macht hat, Wunder zu wirken. Wenn das wahr ist, wird mir die Liebe dann diesen letzten Wunsch erfüllen?

Komm zurück, flehe ich. Bitte, komm zurück.

Es gibt so vieles zu erzählen, so viele Lügen zu entwirren, so viele Enttäuschungen zu überwinden und so viele Wahrheiten, die ich ihm verzweifelt gern anvertrauen würde. Bevor ich auch ihn verliere.

Doch wo anfangen?

Mein Atem wird tiefer, meine Gedanken wandern zurück zu einer vergangenen, glücklicheren Zeit. Der Zeit, ehe das Schicksal mich hierherschlug und die Liebe mich zu einer Mörderin machte.

»Ich komme aus einem wilden, rauen Teil dieses Landes«, erzähle ich ihm leise, »mit endlosen Granitfelsen und Teebaumwäldern, die so dicht sind, dass sich nicht einmal eine Katze hindurchschlängeln könnte. Einer Gegend, in der Wasserlöcher in der sengenden Sonne verdunsten und der mächtige Muluerindie nach Westen rauscht, wo schwarze Ironbarks in einen Himmel ragen, der so weit und blau ist, dass einem die Augen brennen ...«

I

Jene von uns, die die Wahrheit fürchten und
sich der Realität verschließen,
haben den Sinn des Lebens nicht begriffen.

ROB THISTLETON, LASS LOS UND LEBE

Ruby, April 2013

»Hoppla, was ist denn das?«

Eine Sekunde stockte mir das Herz, als ich in meinem unaufgeräumten Schlafzimmer neben dem Fenster stand. Das erste Morgenlicht erhellte den Himmel. In einer Hand hielt ich das maßgeschneiderte graue Armani-Jackett, das mein Freund getragen hatte, als er gestern Nacht gekommen war.

In der anderen hatte ich ein Wäschestück aus schwarzer Spitze, einen winzigen, sexy BH mit Spaghettiträgern und einem kleinen goldenen Hufeisen als Verzierung zwischen den Körbchen. Er hatte in Robs Jackettasche gesteckt. Nicht dass ich herumgeschnüffelt hätte. Er hatte das Jackett neben dem offenen Fenster aufgehängt, vermutlich, um es zu lüften, während er unter der Dusche stand. Ein Hauch von Rauch war mir aufgefallen. Zigarettenrauch, dachte ich verwundert, denn normalerweise war das Rauchen in Robs Praxisräumen nicht gestattet.

Seine Stimme drang durch die Badezimmertür. Er sang

Rhinestone Cowboy, das fand ich merkwürdig. Ich kannte Rob seit etwa drei Jahren, und in all der Zeit war mir nie aufgefallen, dass er ein Fan von Glen Campbell war. Vielleicht hatte das meine Neugier geweckt. Rob hörte ausschließlich klassische Musik. Brahms, Mozart, Liszt. In entsprechender Stimmung kramte er auch schon mal eine Aufnahme von Schostakowitsch hervor. Ich hingegen schwärmte für Folk aus den Siebzigerjahren, eigentlich alles, was aus den Siebzigern stammte, und wusste, dass er das für schrecklich primitiv hielt. Ich hatte ihn schon lange gedrängt, nach etwas zu suchen, das uns beiden gefiel, sodass wir Kompromisse machen und uns in der Mitte treffen konnten – aber Glen Campbell? Zu jeder anderen Zeit wäre ich beeindruckt gewesen.

Ich sah den BH an und runzelte die Stirn.

Rob könnte ihn für mich gekauft haben. Doch das wäre absurd gewesen – ich hatte Kurven, und nicht zu knapp. Niemand mit einem Funken Verstand hätte gedacht, dass mir ein so winziges Teil passte.

Mein Herz zog sich zusammen. Wem machte ich da was vor? Als mich die schmerzhafteste Erkenntnis durchfuhr, versuchte ich, sie zu unterdrücken, indem ich ganz still stand. Ich hielt den Atem an. Ich durchforstete mein Hirn nach einer anderen, weniger grausamen Erklärung, fand aber keine.

Das Prasseln in der Dusche brach ab. Rob polterte pfeifend im Badezimmer herum und trocknete sich ab. Ich malte mir aus, wie ich hineinging und fragte, was er gestern Abend *wirklich* gemacht hatte, aber dann lähmte mich die Angst. Was, wenn er zugab, dass er eine andere Frau kennengelernt hatte; was, wenn er mit mir Schluss machte?

Der hauchdünne BH baumelte von meinen Fingern wie ein totes Kätzchen.

Ich schnüffelte. Definitiv Zigarettenrauch. Und Parfüm –

Poison von Christian Dior. Ich kannte es gut. Auf meiner Frisierkommode stand eine große violette Flasche davon. Ich hatte es nur ein oder zwei Mal benutzt, Rob zuliebe. Er hatte es mir geschenkt, kurz nachdem wir uns über den Weg gelaufen waren. Hübsch verpackt, mit einem glitzernden Kärtchen, auf dem stand: *Danke für die glücklichsten drei Monate meines Lebens.*

Unsere ersten Monate waren tatsächlich wunderbar gewesen. Ich war im siebten Himmel. Die meiste Zeit meines erwachsenen Lebens hatte ich als Single verbracht und mich insgeheim dafür geschämt. Ich war dreißig, und während meine Freundinnen heirateten und Kinder in die Welt setzten, hatte ich meinen Traum wahr gemacht. Jedenfalls war das meine Rechtfertigung gewesen. Die Leute fragten ständig, wann ich endlich zur Vernunft käme, einen netten jungen Mann kennenlernen und eine Familie gründen würde. Ich hatte nie den Mut aufgebracht, ihnen zu sagen, dass ich mir aus Kindern und Ehemännern nichts machte, also schwafelte ich irgendetwas über Karriere, die Wunder der modernen Medizin und dass Frauen heutzutage noch mit vierzig Mütter werden könnten.

Ich starrte auf den BH, dann auf die Tür. Dahinter piffte der Mann, den ich liebte, immer noch vor sich hin, und ich fühlte mich von Sekunde zu Sekunde einsamer.

Bis ich Rob kennenlernte, war mein kleiner Buchladen mein ganzes Leben gewesen. Ich hatte hart gearbeitet, um ihn aus dem Nichts aufzubauen. Hatte wie verrückt gespart und mit der Präzision eines Militärstrategen einen Plan ausgeheckt. Es war das, was mir am meisten lag, und irgendwie hatte sich alles von selbst ergeben. Natürlich bestellte ich die neuesten Bestseller, aber die meisten Bücher im Laden waren gebraucht, und ich hatte auch Musik-CDs und Audiobücher, um das Sortiment etwas aufzupeppen. Mit einer Handvoll Stammkunden

hatte ich mich im Lauf der Jahre angefreundet. Auf diese Weise kannte ich viele Leute, allesamt Bücherwürmer, die genau wie ich nichts schöner fanden, als nach einem guten Essen am Tisch zu sitzen, Rotwein zu trinken und stundenlang über Bücher zu reden.

Damals hatten diese Abendessen mit Bücherfreunden meine Einsamkeit auf Abstand gehalten. Auch der Laden war dabei behilflich gewesen. Und trotzdem hatte es Tage gegeben, an denen ich aus dem Schaufenster auf den sonnenüberfluteten Fußweg blickte und prüfend die Passanten musterte. Viele gut aussehende Männer waren darunter, aber sie sahen alle so aus, als wären sie in festen Händen oder schwul und als hätten sie es zu eilig, um einen Blick in meinen Buchladen zu werfen. Nur selten ging ich aus; hin und wieder gab es eine Verabredung, doch daraus hatte sich nichts ergeben, was länger als die üblichen drei Wochen dauerte.

Bis ich Rob begegnete.

Das Foto auf dem Cover seines ersten Bestsellers *Lass los und lebe* hatte mir auf Anhieb gefallen. Sein Lächeln war breit und freundlich, und er selbst strahlte etwas Robustes und Jungenhaftes aus. Ich fühlte mich zu ihm hingezogen und wollte ihn kennenlernen, also kam ich auf die Idee, eine Signierstunde in meinem Buchladen zu organisieren.

Zu meiner Überraschung sagte er zu.

Die Signierstunde war ein voller Erfolg, und anschließend war Rob auf ein Glas Wein geblieben. Leibhaftig sah er noch besser aus als auf dem Bild, er war groß, schlank und tadellos gekleidet. Natürlich war er nicht vollkommen, links neben der Nase hatte er eine Narbe, und das dünne Haar war ganz kurz geschnitten. Doch seine Art zu sprechen und seine geradezu hypnotisierende Aufmerksamkeit entwaffneten mich.

Wenig später verabredete er sich mit mir.

»Ruby?«

Ich zuckte zusammen, stopfte den BH in die Tasche des Morgenmantels und sprang zurück ins Bett.

Als die Badezimmertür aufging, quollen Dampfwolken ins Schlafzimmer. Mittendrin stand Rob mit feucht glänzendem Körper, auf seinen Brusthaaren glitzerten Wassertropfen. Er sah aus wie das perfekte Model für Herrenunterwäsche, allerdings trug er keine.

»Bist du immer noch nicht angezogen?« Seine Stimme klang sanft, hatte aber einen leicht irritierten Unterton. »Denk dran, wir wollen pünktlich los.« Er griff nach hinten, um die Tür herum, nach einem frischen Handtuch und rubbelte sich den Kopf trocken. »Ich finde mein Aftershave nicht, hast du es vielleicht verlegt?«

»Ich ... äh, ich habe geputzt. Es ist im ...«

Ich schluckte den Kloß im Hals hinunter. Der BH wollte mir partout nicht aus dem Kopf. *Frag ihn jetzt. Verlang eine Erklärung.* Mein Mund öffnete sich, und die Frage nahm in meinem Geist Gestalt an, doch ich brachte die Worte nicht über die Lippen.

Hast du eine Affäre?

»Schon gut«, sagte Rob, und ich glaubte, dass ich ihn seufzen hörte. »Wirklich, Schatz, ich wünschte, ich dürfte dir endlich eine Haushaltshilfe besorgen. Oder zumindest einen dieser Organisationsexperten. In deinem Chaos könnte man glatt verloren gehen und nie wieder auftauchen.«

Er zwinkerte mir zu, es war nur Spaß, und ich quälte mir ein Lächeln ab. Doch meine Finger verhedderten sich in den Spaghettiträgern; das Gummiband wurde immer straffer und schnürte mir das Blut ab.

»Rob«, sagte ich, verlor jedoch erneut den Mut. Jetzt war nicht der richtige Augenblick. Ich lag im Morgenmantel im

Bett, mein Gesicht war ungeschminkt, das Haar zerzaust, und lange Strähnen klebten an meinem feuchten Hals. Schlimmer noch, meine Brüste, Schenkel, Bauch und Hintern kamen mir plötzlich geradezu überdimensional vor. Mir wurde schwer ums Herz. Plötzlich erschien mir die Vorstellung einer Konfrontation beängstigend – vor allem, wenn es um eine puppenartige Rivalin ging. Ich musste warten. Warten, bis mein Herz zu hämmern aufhörte und ich vernünftig reden konnte. Warten, bis ich mich zurechtgemacht hatte. Bis ich Rob aus einer sicheren Position heraus damit konfrontieren konnte.

»Was ist denn los, Liebling?« Rob band sich die Krawatte vor meinem großen Spiegel und konzentrierte sich auf seine äußere Erscheinung.

»Glaubst du ...« Ich räusperte mich und versuchte es erneut. »Glaubst du, dass sie sich freuen wird, mich zu sehen? Ich meine, Mum.«

Rob sah mich im Spiegel an. »Sie hat dir eine Einladung geschickt, oder etwa nicht?«

»Ja, schon.«

Ich vergrub mich tiefer in den Kissen, als wollte ich darin verschwinden. Es hatte mich gewundert, dass meine Mutter mir eine Einladung zu ihrer neuen Ausstellung in Armidale geschickt hatte. Mum und ich hatten uns nie nahegestanden, nicht einmal, als meine Schwester Jamie noch lebte. Nach Jamies Tod hatte ich die erstbeste Gelegenheit ergriffen und war ausgezogen, und Mum und ich hatten uns noch tiefer entzweit. Unsere augenblickliche Beziehung bestand aus gelegentlichen Anrufen an Geburtstagen und Weihnachten und hin und wieder einer Postkarte.

Ich sah auf und bemerkte, wie Rob mich beobachtete. Im frühen Morgenlicht wirkten seine braunen Augen fast schwarz, und einen Augenblick – einen Herzschlag oder Atemzug

lang – hatte er einen Ausdruck, den ich noch nie gesehen hatte. Intensiv, durchdringend und ... nervtötend. Ich rutschte unruhig hin und her und zog den flauschigen Morgenmantel enger um mich.

Dann lächelte er, und die Intensität verflog.

»Du bist nur nervös, Schatz, das ist alles. Wie lange hast du deine Mutter nicht gesehen? Drei Jahre?«

»Vier«, berichtigte ich ihn und suchte in seinem Gesichtsausdruck nach einem Hinweis darauf, dass irgendetwas fehlte, doch sollte er wegen des BHs ein schlechtes Gewissen haben, so merkte man es ihm nicht an. »Was machen wir, wenn es schrecklich wird, Rob? Wenn wir uns wie letztes Mal in die Haare bekommen?«

»Es ist normal, dass man sich streitet, Liebling. Das ist nur eine von vielen unangenehmen Überraschungen, die das Leben für einen bereithält. Du musst lernen, damit umzugehen. Was sage ich dir immer?«

»Hör auf, überall Katastrophen zu sehen. Akzeptiere die Angst. Lass los.«

Dann wandte er sich wieder seinem Spiegelbild zu. »Problem gelöst.«

Ich starrte ihn an. Unter dem makellos weißen Hemd spielten die Muskeln. Seine Haut glänzte, und die kurzen Haarstopeln waren noch nicht trocken. Er befeuchtete seine Lippen und fing wieder an zu singen, doch dieses Mal kannte ich das Lied nicht. Meine Brust zog sich zusammen. Rob war ein anständiger Mann, ein netter Kerl. Ein anerkannter Therapeut und Autor, ein loyaler Freund. Er würde nie falschspielen, mich niemals verletzen.

Oder?

Hör endlich auf, Panik zu machen, ermahnte ich mich. Wenn ich ihm meine Ängste beichte, wird er nur bestürzt den Kopf schüt-

teln. Dann wird er mir irgendeine plausible Erklärung liefern, und wir lachen zusammen. Er wird mich seine kleine Schwarzseherin nennen, mir das Haar zerzausen, dann gehen wir ins Bett, und alles ist wieder gut.

Doch das dünne Gummiband des BHs schnürte mir noch immer das Blut ab. Das Prickeln in meinen Fingern wurde stärker. Es breitete sich in die Hände aus, in Arme und Schultern. Es brannte in meiner Brust und grub sich tiefer ein, bis es sich wie eine Krankheit um mein Herz legte.

»Hattest du nicht gesagt, deine Mutter wäre sechzig?«

Mein Blick schweifte über die Menschenmenge. Die Galerie war ein riesiges umgebautes Lagerhaus am Stadtrand von Armidale. Die Oberfläche der hohen, weiß getünchten Wände war glatt wie Zuckerguss und wurde nur von den gewaltigen, farbenfrohen Arbeiten meiner Mutter unterbrochen. Im Zentrum des kahlen Raums stand eine schlanke Gestalt in einem schimmernden Abendkleid, von ihren Bewunderern umringt.

»Sie ist sechzig.«

»Würde man nicht glauben.« Rob nahm einen Schluck Bier.
»Sie sieht hinreißend aus.«

Die Bewunderung in seiner Stimme wurmte mich. Ich trat nervös von einem Bein aufs andere, während alte Unsicherheiten in mir hochkamen. Ja, meine Mutter war schlank und unwiderstehlich. Nein, ich hatte nicht die geringste Ähnlichkeit mit ihr. Außerdem konnte ich mich nicht erinnern, dass Rob heute Abend schon mein Äußeres gelobt hätte. Ich blickte an meinem schwarzen Outfit herab. Warum hatte ich mich nicht etwas weniger nüchtern angezogen? Der Hosenanzug, den ich mir zu diesem Anlass gekauft hatte, wirkte nun streng und fantasielos, schlimmer noch, die neuen Schuhe quetschten meine Zehen ein, und die hautenge Formwäsche, die dazu gedacht

war, meine Kurven in die Schranken zu weisen, schnürte mir die Luft ab.

Mir lief der Schweiß über den Rücken, als ich meine Mutter beobachtete, die wie ein türkisfarbener Schmetterling von einem Mäzen zum anderen flatterte. Sie hatte ihre kastanienbraunen Locken zu einem stilvollen Knoten im Nacken geschlungen, und ihre Haut schimmerte wie Porzellan. Der mit Pailletten besetzte Stoff des Kleides schmiegte sich eng um ihren schlanken Körper und funkelte aufreizend, als sie sich durch die Menge bewegte. Ich hatte schon immer den Verdacht gehabt, dass die Menschen zu Mums Ausstellungen kamen, um nicht nur ihre Werke zu sehen, sondern auch sie selbst. Sie sprühte nur so vor Leben – eine dynamische, faszinierende, flammende Supernova vor der statischen Kulisse ihrer Gemälde.

»Hey!« Rob stieß mich mit dem Ellbogen an. »Guck nicht so misstrauisch. Vergiss nicht, was wir gesagt haben.«

Ich starrte ihn verwirrt an.

Er seufzte. »Loslassen heißt die Devise, okay?«

»Klar doch«, murkte ich und zupfte nervös eine dunkle Strähne aus meinem Pferdeschwanz.

Rob lächelte nachsichtig und küsste mich auf die Stirn, dann wandte er seine Aufmerksamkeit wieder der Menschenmenge zu. Ich warf ihm einen bösen Blick von der Seite zu. Er sah gut aus. Keine Spur von Müdigkeit nach der Fahrt von der Küste hierher, jeder Knopf saß perfekt. Der dunkelblaue Anzug und das weiße Hemd ließen die Augen noch blauer und die Zähne noch weißer erscheinen. Ich seufzte. Seit Wochen hatte ich diesem Augenblick entgegengefiebert, mich darauf gefreut, mit Rob anzugeben, Mum zu beweisen, dass ich die Kurve gekriegt, mir einen Platz in der Welt erkämpft und es zu etwas gebracht hatte. Mit einem Mann, der nicht nur gut

aussah, sondern auch erfolgreich war. Ich hätte triumphieren und stolz auf mich sein müssen, mit glühenden Wangen – vor Glück.

Stattdessen war ich ein Häufchen Elend.

Rob stieß mich erneut an. »Sie kommt.«

Funkelndes Türkis, das Aufblitzen eines vertrauten Lächelns. Mum blieb stehen, um einen kahlköpfigen Mann zu begrüßen, sie unterhielten sich leise, nickten und wirkten beide fasziniert voneinander. Plötzlich warf Mum den Kopf nach hinten und lachte laut.

Dieses glockenhelle Lachen erwischte mich völlig unvorbereitet.

Schlagartig war ich wieder ein Kind, eine pummelige Zwölfjährige, die in der Küche unseres alten Hauses stand. Die Luft roch nach verkohltem Toast, den meine Mutter hatte verbrennen lassen. Damals war sie ausgezehrt gewesen und hatte ein fahles Gesicht gehabt. Dunkle Ringe unter den Augen zeugten von ihrer Traurigkeit, der Mund war mürrisch nach unten verzogen. Ihr Haar war lang und zerzaust, und sie roch nach Alkohol. Kein Lächeln, keine Spur von einem solch ansteckenden Lachen. Alles, was sie zu verschenken hatte, waren Tränen. Und Vorwürfe.

Was ist an diesem Tag passiert, Ruby? Wieso kannst du dich nicht erinnern?

Jamie war Mums Erstgeborene gewesen, ihr Liebling. Drei Jahre älter als ich, mit den feinen Zügen und der schlanken Figur meiner Mutter. Sie war auch genauso kontaktfreudig und lebendig gewesen wie sie. Meine Schwester und ich hatten beide dunkles Haar, doch da endeten auch unsere Gemeinsamkeiten. Ich war von Anfang an eher mollig, schon als Kind. Ich war schüchtern und trug eine Brille. Die Bücher waren meine Rettung, doch weder meine Schwester noch meine Mutter hat-

ten die Lesesucht je verstanden. Sie waren nicht unbedingt dagegen gewesen, aber das Wort »Bücherwurm« aus ihrem Mund hatte einen Beigeschmack, bei dem ich jedes Mal zusammenfuhr.

Nach Jamies Tod hatte ich, überwältigt von Schmerz, Verwirrung und Schuldgefühlen, die Hoffnung genährt, dass Mum ihre Gunst nun auf mich übertragen würde. In all den tränenreichen Jahren wartete ich, dass ihr Kummer nachließ, ihr Lächeln zurückkehrte, ihr trillerndes Lachen wieder durch das Haus hallte. Irgendwann war es so weit, und es kam sogar eine Zeit, in der sie mich ansehen konnte, ohne dass ihr die Tränen in die Augen stiegen. Doch inzwischen hatte ich es aufgegeben, die Gunst meiner Mutter zu gewinnen. Jamie war gestorben, aber unvergessen.

»Ruby!« Mum winkte mir zu. Sie entschuldigte sich bei dem kahlköpfigen Mann und kam auf uns zu. »Liebling, wie schön, dich zu sehen!« Sie küsste mich flüchtig auf die Wange und umarmte mich halbherzig, danach trat sie einen Schritt zurück, um mich zu mustern. Plötzlich erstarb ihr Lächeln. »Du hast dir das Haar lang wachsen lassen. Wirklich schade, kurzes Haar stand dir so gut.«

»Hi, Mum.« Ich versuchte zu lächeln, doch es fiel mir nichts ein, was ich hätte sagen können.

Jetzt wandte meine Mutter ihre Aufmerksamkeit dem Mann neben mir zu. »Hallo, und Sie sind bestimmt Rob.«

Rob strahlte sie an, nahm die schlanke Hand meiner Mutter in seine Pranke und zog sie unmerklich näher zu sich. »Freut mich, Sie kennenzulernen, Mrs Cardel. Ruby hat mir schon so viel über Sie erzählt.«

»Bitte, nennen Sie mich Margaret.« Sie lächelte, dann zögerte sie. »Sie kommen mir bekannt vor, Rob, sind wir uns schon einmal begegnet?«

Rob grinste verführerisch. »Das hätte ich bestimmt nicht vergessen. Wahrscheinlich haben Sie meine dumme Visage schon mal im Schaufenster eines Buchladens gesehen. Vor Kurzem ist mein drittes Buch erschienen, *Rettung der Seele*. Möglicherweise ist es Ihnen aufgefallen.«

»Noch nicht, aber Sie müssen mir alles darüber erzählen. Offensichtlich haben Sie sich trotz Ihres vollen Terminkalenders Zeit genommen, um herzukommen und meine Ausstellung zu sehen. Das ist sehr schmeichelhaft.«

»Ich hätte sie um nichts auf der Welt verpasst, Margaret. Ruby spricht so begeistert von Ihren Bildern, dass ich sie mir unbedingt ansehen wollte. Und ich muss sagen, sie sind wirklich beeindruckend. Nur gut, dass ich meine Scheckkarte eingesteckt habe«, sagte er und klopfte sich auf die Brusttasche.

Mum hakte sich bei ihm ein. »Dann muss ich Ihnen mein Lieblingsbild zeigen, bevor Ihnen jemand zuvorkommt. Es ist ein Stillleben, eine wundervolle alte Singer-Nähmaschine, die ich von meiner Großmutter geerbt habe. Sie stammt aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. Interessieren Sie sich für Familiengeschichten, Rob?«

Sein Lächeln verstärkte sich. »Familiengeschichten sind eine meiner Leidenschaften. Ganz ehrlich, ich kann mir kein spannenderes Thema vorstellen.«

Bei diesen Worten entspannte ich mich. Rob liebte Geschichten, das stimmte. Die Geschichten der anderen. Über seine eigene Familie schwieg er sich aus. Einmal hatte er versucht, mir von ihr zu erzählen, doch irgendetwas hatte ihm die Kehle zugeschnürt.

Im ersten Kapitel von *Lass los und lebe* gab es eine Beschreibung seiner Kindheit. Eine Mutter, die zu weggetreten war, um sich um ihn kümmern zu können. Eine Serie von gewalttätigen »Vätern«. Aufenthalte in Jugendstrafanstalten. Danach ein Le-

ben als Straßenjunge in Sydney. Drogen, Autodiebstähle, Armut. Als er mit sechzehn in einer stürmischen Nacht zwischen Schlamm, Glasscherben und gebrauchten Injektionsnadeln Zuflucht unter einer Brücke gesucht hatte, überwältigte ihn die Hoffnungslosigkeit. Sein Leben war dermaßen verkorkst, dass es ihn zu verschlingen drohte. Er hatte nach einer kaputten Flasche gegriffen, um sich die Pulsadern aufzuschneiden; er glaubte, der Tod würde ihm Erleichterung verschaffen, doch dann hatte er durch den Nebel seiner Verzweiflung eine sanfte Stimme gehört.

Lass los, Rob. Vergiss den Schmerz und finde einen Weg zu leben.

Er habe einen Hauch von Hoffnung verspürt, schrieb er später, als wäre ein Licht in seinem Herzen aufgeblitzt. Er ließ die Flasche fallen, stand auf und wanderte durch die lange Nacht, während der Regen den Schmutz, das Blut und die Einsamkeit von ihm abspülte. Danach hatte er sein Leben von Grund auf geändert. Er war auf die Uni gegangen und hatte seinen Abschluss in Psychologie gemacht, dann aber mit seinen radikalen Vorstellungen neue Wege eingeschlagen. Im Gegensatz zur vorherrschenden Meinung fand Rob es kontraproduktiv, alte Wunden aufzureißen. Sein Buch *Lass los und lebe* wurde über Nacht zu einem Bestseller.

Der Trick besteht darin, nicht gegen seine Ängste anzukämpfen, hatte er darin geschrieben. Man muss sie riechen, schmecken, annehmen, zulassen, dass sie einen überwältigen. Und sie dann einfach loslassen.

Robs sexy Lachen erhob sich über das Stimmengewirr, gefolgt vom hellen Trillern meiner Mutter. Ich seufzte und wandte mich ab. Dass sie mich so kühl begrüßt hatte, war keine Überraschung gewesen; sie war immer reserviert, wenn wir uns sahen. Ich vermutete, dass sie sich vor meiner quälenden Neugier in puncto Vergangenheit schützen wollte. Aber dass

sie Rob entführte und mich wie ein Mauerblümchen einfach stehen ließ – das tat weh.

Ob Rob es überhaupt mitbekam? Ich klammerte mich an meine Handtasche, dachte an das Knäuel schwarzer Spitzen zwischen dem üblichen Krimskrams. Heute Nacht, schwor ich mir, würde ich ihn damit konfrontieren und die Wahrheit erfahren.

Ich wandte mich dem hinteren Teil des Raums zu.

Helle Halogenleuchten strahlten auf Mums Bilder herab und verwandelten sie in der ansonsten dezent beleuchteten Galerie in einen Blickfang. Ein kurzer Blick verriet mir, dass es nur Innenansichten waren, doch erst als ich mich dem ersten Gemälde näherte – einem großen Zimmer, in dem nur ein schlichter Schreibtisch aus den Vierzigerjahren stand –, stockte mir der Atem. Die riesigen Bilder waren auf unheimliche Weise schön; die leuchtenden Farben schienen unter den Scheinwerfern zu atmen, als bestünden sie aus lebendigem Licht statt aus Farbe. Die Ruhe, die von diesen Räumen ausging, ihre Stille und Verzweiflung zogen mich an.

Wie in Trance wanderte ich von einem Bild zum anderen. Die Galerie um mich herum verschwand. Das Stimmengewirr wurde leiser, das Klirren der Gläser verstummte. Während ich still durch die vertrauten Räume wanderte, kam es mir vor, als wäre ich allein.

Da war die Küche, in der Jamie, Mutter und ich gefrühstückt hatten. Und da war unser altes Wohnzimmer. Vor Jahren war es mit Tischen, einem Klavier und einem schmiedeeisernen Bettsofa mit braunen Leinenpolstern vollgestellt gewesen. Doch auf dem Gemälde wirkte der Raum fast leer, ohne jedes Gerümpel. Die einzigen Möbel waren zwei einsame, kunstvoll verzierte Stühle.

Weiter hinten hing ein kleines Gemälde von dem Zimmer,

das ich mir mit Jamie geteilt hatte, mit seinem Schrank voller gespenstischer alter Puppen und zwei schmalen Einzelbetten, durchflutet von dem Licht, das durchs Fenster strömte.

Geisterhafte Bruchstücke von Erinnerungen stiegen in mir auf, strukturlos und trügerisch. Zwei kleine Mädchen liefen durch das hohe Gras. Die Sonne wärmte ihre nackten Arme und Beine. Plötzlich war der süße, würzige Geruch nach blühenden Schmuckzypressen wieder da. Herzerreißend klar hörte ich im Hinterkopf die Stimme meiner Schwester, die mir etwas zuflüsterte.

He, Ruby, sollen wir Wildblumen pflücken? Ich habe in der Nähe des Flusses Felsenorchideen gefunden, die pressen wir und machen eine Karte für Mum draus. Nimm deinen Badeanzug mit, wir könnten kurz reinspringen, wenn wir schon da sind ...

Beste Freundinnen. Unzertrennliche Schwestern, die wie Pech und Schwefel zusammenhalten, hatte unsere Mutter immer gesagt.

Ich griff unter das Haar und massierte meinen angespannten Nacken. Jamie ist vor langer Zeit gestorben, sagte ich mir. Es war jetzt achtzehn Jahre her. Eigentlich müsste ich mittlerweile darüber hinweg sein, mich mit ihrem Tod abgefunden haben und mein Leben ohne sie leben. In Wirklichkeit verfolgte sie mich bis zum heutigen Tag, und wahrscheinlich würde sich daran nie etwas ändern.

Auf dem nächsten Gemälde erkannte ich Mums alte Nähmaschine, die sie Rob hatte zeigen wollen. Es war kleiner als die anderen, und die Farben leuchteten intensiver. Die alte Singer stand auf einem Tisch in einem schmalen Raum, das Fenster darüber glühte in der nachmittäglichen Sonne. Der geschwungene schwarze Korpus der Maschine war angestoßen und vom Alter mitgenommen, das Schwungrad von der Berührung unzähliger Finger abgenutzt und glatt. Die dekorativen Verzie-

rungen bestanden aus Blattgold, das im weichen Licht schimmerte.

Ich trat näher heran und sog das schwache, zähe Aroma der Ölfarben und den durchdringenden Geruch von Terpentin ein. Noch näher, bis das Nähzimmer nicht mehr nur ein gemaltes Bild war, sondern atemberaubend echt.

Mum hatte die alte Singer benutzt, um uns Kleider zu nähen. Geblümete Tanktops, Hippiehosen und Kleider mit verrückten Mustern. Pink für Jamie, grün für mich. Wir hatten alles mit Stiefeln und dicken Socken kombiniert, sogar die Kleider. Es war eine ungewöhnliche Mischung, doch Mum hatte darauf bestanden, dass wir wegen der Schlangen vernünftiges Schuhwerk trugen.

Seid vorsichtig im hohen Gras, Mädchen, warnte sie uns immer. Doch Jamie und ich waren losgerannt, ohne darauf zu achten. Hinunter zum Fluss, um Blumen zu pflücken und uns Hüte aus Lomandragras zu flechten. Wir hatten Mum ignoriert, wenn sie uns zurief, dass das Essen auf dem Tisch kalt wurde. Wir versteckten uns hinter der knorrigen Kasuarine, die am Ufer wuchs, zertrampelten Glockenblumen und purpurfarbene Karribuschblüten, kicherten wie verrückt und malten uns wilde Geschichten aus oder schmetterten ausgefallene Lieder, die wir selbst erfanden.

Die Spannung im Nacken war zurückgekehrt; geistesabwesend massierte ich ihn. Den Ärzten zufolge war meine Amnesie die Folge einer Kopfverletzung, die ich mir an dem Tag zugezogen hatte, als Jamie verunglückte. Die Wunde hatte mir elf Stiche, drei Wochen im Krankenhaus und monatelange heftige Kopfschmerzen eingebracht. Danach hatte sich mein Gehirn abgeschottet und alle Erinnerungen an dieses Jahr in einer fest verschlossenen Gruft verborgen.

Doch als ich jetzt durch die vergangene Landschaft schweb-

te, die meine Mutter geschaffen hatte, spürte ich, wie sich in dieser Gruft etwas regte.

Das nächste Bild war unheimlich, so schön wie ein Traum. Es war ein Gartenpanorama, das man durch ein offenes Küchenfenster betrachtete. Die Vorhänge blähten sich in der Brise und rahmten eine tadellos gepflegte Landschaft ein. Zu meiner Zeit war der Garten nie so ordentlich gewesen; damals waren seine Beete mit Unkraut, haufenweise Eukalyptusblättern und abgefallenen Banksiaschoten übersät gewesen.

Doch auf dem Gemälde sah der Garten aus wie in einem Bilderbuch: Rosen blühten verschwenderisch unter dem violetten Schmetterlingsbaum, und daneben kämpfte ein Büschel Spinnenlilien gegen die Hitze. Auf einer erhöhten Böschung mit Blick auf das Gemüsebeet stand ein Walnussbaum, dessen kahle Zweige mit den letzten verschrumpelten Früchten der Saison geschmückt waren. Am Fuß des Stammes erhob sich ein kleiner Erdhügel, der aussah wie ein frisches Grab.

Es war ein poetisches, magisches Bild, aber der Winterbaum mit seinen schwarzen Früchten und der grabähnliche Erdhügel verliehen ihm eine düstere Ausstrahlung.

»Sie hat wirklich Talent, nicht wahr?«

Neben mir stand eine winzige Dame um die neunzig, in einem roten, mit Gänseblümchen bestickten Kleid, dazu trug sie eine passende gestrickte Handtasche und hinreißende schwarze Lackschuhe. Ihr schneeweißes Haar hatte sie hinter die Ohren gesteckt und den Ausschnitt mit einem winzigen Strauß einheimischer Blüten geschmückt – Goldknöpfchen hatten wir sie als Kinder genannt. Als sie näher an das Gemälde herantrat, fiel das Licht der Scheinwerfer auf ein altes Medaillon aus Silber an ihrem Hals.

Sie beugte sich vor und las mit zusammengekniffenen Augen die gedruckte Legende unter dem Gemälde.

»Es heißt *Vermächtnis*. Interessanter Titel für eine Gartenansicht, finden Sie nicht auch?« Sie strahlte, und ihre Züge verwandelten sich in eine Landschaft aus wundervollen kleinen Runzeln. »Ich nehme an, es ist das Geheimnis, was es so faszinierend macht.«

Wahrscheinlich war es die Nostalgie, die die Bilder meiner Mutter ausgelöst hatten, aber die Frau kam mir irgendwie bekannt vor. Ich hätte sie gern nach ihrem Namen gefragt, traute mich aber nicht. Wegen meiner Erinnerungslücken war es mir immer peinlich, von der Vergangenheit zu reden. Seit ich zwölf war, hatte ich nicht mehr darüber gesprochen, was vorher passiert war, und alte Gewohnheiten sind schwer abzuliegen.

»Ich bin kein allzu großer Fan von Geheimnissen«, gab ich zu. »Ich gehöre zu denen, die nachts wach liegen und sich den Kopf darüber zerbrechen. Mir ist es viel lieber, wenn ich die Tatsachen weiß.«

Die Frau sah mich mit offener Neugier an. »Dann tun Sie mir leid, meine Liebe. Meiner Ansicht nach ist das ganze Leben ein großes Geheimnis. Man denkt, man wüsste alles, man könnte nichts dazulernen, und dann erschlägt einen die nächste Frage wie eine Bombe. Sie haben bestimmt viele schlaflose Nächte, oder? Ich jedenfalls ja«, fügte sie lächelnd hinzu.

Da musste ich ebenfalls lächeln. »Jetzt haben Sie mich erwischt. Ich leide an chronischer Schlaflosigkeit.«

Wir kicherten beide, und dann überflutete mich ein warmes Gefühl. Ich hatte den Eindruck, als würde ich diese Frau seit vielen Jahren kennen. Ihr Blick erschien mir so offen, freundlich, so anerkennend. Und ihre Stimme weckte behagliche Erinnerungen: mit Butter bestrichene Scones, Bücherregale voll zerlesener Ausgaben, heißer Kakao und Gelächter. Es war ein so angenehmes Gefühl, dass ich meinen Kummer vergaß und

fragte: »Die Künstlerin ist meine Mutter. Sind Sie mit ihr befreundet?«

Die Frau wirkte erfreut. »Ja, meine Liebe. Zumindest war ich es vor vielen Jahren. Wir waren Nachbarinnen.«

»Ich *wusste* doch, dass ich Sie kenne! Sie sind ...« Es folgte eine peinliche Stille, während ich nach dem Namen suchte, der mir partout nicht einfallen wollte.

Sie lächelte verständnisvoll. »Vielleicht sagt Ihnen der Name Mrs Hillard etwas. Aber nennen Sie mich bitte Esther. Ich kaufte Ihrer Mutter Lyrebird Hill ab, nachdem ... nun ja, nachdem Sie beide wieder in die Stadt gezogen waren. Das ist sehr lange her, Ruby. Wie alt waren Sie damals – elf, zwölf?«

»Dreizehn.«

»Und sind Sie mit Ihrem Leben zurechtgekommen?«

»O ja!«, antwortete ich hastig und zögerte anschließend. Es war nicht der richtige Augenblick, um darüber zu sprechen, wie daneben ich gewesen war, ehe ich Rob kennengelernt hatte. Wie die Trauer einen Keil zwischen meine Mutter und mich getrieben hatte und ich heute noch gelegentlich Albträume von Jamie hatte.

»Jetzt lebe ich in einem Häuschen an der Küste von Sawtell«, erzählte ich ihr. »Und außerdem habe ich ...« *Einen wirklich netten Mann kennengelernt*, hätte ich um ein Haar gesagt, doch dann verschlug es mir erneut die Sprache. Ich dachte an den BH in meiner Handtasche und beschloss, dass es sicherer war, über meine Arbeit zu sprechen. »Ich habe einen kleinen Buchladen zwanzig Minuten von Coffs Harbour entfernt, den Busy Bookworm. Und trotz des digitalen Zeitalters läuft er sehr gut. Ich verkaufe seltene und gebrauchte Bücher, aber auch Neuerscheinungen.«

Esther strahlte. »Ich liebe Bücher. Ich würde Ihren Buchladen gern besuchen, aber ich fürchte, dass meine Reisetage an

die Küste vorbei sind. Die Seeluft ist ein bisschen zu feucht für meine alte Lunge.« Sie klopfte sich auf die Brust, und ihr Blumenstrauß verströmte einen süßen, scharfen Duft.

Er erinnerte mich an grasbewachsene Hänge, gurgelndes Flusswasser, das über Steine sprudelte, und an lachende Kinder. Dann schoss mir ein Bild durch den Kopf: ein Zimmer mit vollen Bücherregalen, in dem eine ältere Frau an einem sonnigen Plätzchen saß und aus einem Buch auf ihrem Schoß vorlas. Ich sah zwei Kinder, die zu ihren Füßen kauerten und aufmerksam lauschten. Ich versuchte, ihre Gesichter zu sehen, es war nur eine flüchtige Erinnerung, doch mit einem Mal schien sie wichtig zu sein. Obwohl ich mir Mühe gab, die Szene einzufangen, verflog sie wie Rauch.

Esther deutete auf Mums Bilder. »Eine wunderbare Arbeit, nicht wahr? Faszinierend, wie die alte Farm ausgesehen hat, als Sie drei noch dort lebten.«

»Sie war ganz anders«, entgegnete ich. »Mum hat damals alles gehortet. Jede Ecke war mit irgendwas vollgestopft.« Obwohl ich nur widerwillig über die Vergangenheit sprach, berührte mich die Erinnerung an unsere unordentlichen Wohnverhältnisse wie ein Lächeln. Meine Schultern entspannten sich, und plötzlich ertappte ich mich dabei, wie ich lossprudelte. »Jamie und ich waren ebenfalls chronische Hamsterer. Wir füllten die Räume mit allen möglichen Schätzen, die wir aus dem Busch mitbrachten, Vogelnestern, Treibholz aus dem Fluss und so weiter. Mums Bilder werden dem Chaos, das wir damals gewohnt waren, nicht gerecht. Bei ihr wirkt alles so leer.«

»Ich vermute, dass sie es so in Erinnerung hat«, entgegnete Esther sanft.

Es folgte eine lange Stille. Ich tat so, als sei ich in das Bild versunken, und versuchte, mir eine Frage auszudenken, die un-

ser Gespräch in eine andere Richtung führte. Es gab viele Themen, die nichts mit der Vergangenheit zu tun hatten: Wo hatte sie bloß dieses unglaubliche Kleid gekauft? Oder die tollen Schuhe? Und was für eine Geschichte verbarg sich hinter dem Medaillon? Doch während ich so dastand, inmitten der riesigen Gemälde meiner Mutter von einem Ort, der eng mit meiner Kindheit verbunden war, schien es aussichtslos zu sein, der Vergangenheit entkommen zu wollen.

Außerdem hatte ich bereits viel zu lange geschwiegen.

Esther warf mir einen vorsichtigen Blick zu. »Sie und Ihre Mutter haben eine schwere Zeit durchgemacht, nicht wahr?«

»Ja«, murmelte ich, unfähig, der zunehmenden Niedergeschlagenheit zu entkommen. »Das stimmt.«

»Ich habe in all den Jahren oft an Sie beide gedacht. Und auch an die arme Jamie. Sie war so ein aufgewecktes Mädchen. Es muss schrecklich gewesen sein, nicht zu wissen, was ihr wirklich zugestoßen ist. All die Jahre, in denen man sich Gedanken gemacht und Fragen gestellt hat. Ich weiß nicht, wie Margaret damit fertiggeworden ist.«

Mein Gesicht verkrampfte sich vor Schock. »Was meinen Sie?«

Esther kam näher. »Man hat doch nie herausgefunden, wer dafür verantwortlich war, oder?«

»Verantwortlich?« Die namenlose Angst, die jahrelang in mir geschlummert hatte, regte sich. Ich holte Luft und riss mich zusammen. »Esther, Sie müssen etwas durcheinandergebracht haben. Jamie ist gestürzt und auf den Kopf gefallen. Niemand war dafür *verantwortlich*. Es war ein Unfall.«

Esther musterte mich, als wollte sie jede Pore, Sommersprosse und Falte in meinem Gesicht studieren. Dann runzelte sie die Stirn, als wären meine Gesichtszüge ein Rätsel, das sie nicht lösen konnte. »Hat Ihre Mutter Ihnen das so erzählt?«

Ich starrte sie an und versuchte, die Panik in Schach zu halten. Ich besaß keine Erinnerung an Jamies Tod, ich konnte mich nicht daran erinnern, wie man sie an jenem Tag in den Felsen gefunden hatte, oder an die vielen Fragen danach, auch nicht an ihre Beerdigung und die folgenden Monate. Mum hatte sich eines Tages zu mir gesetzt und mir eine einfache Version der Ereignisse erzählt, zweifellos in dem Versuch, mir mein Gedächtnis wiederzugeben. Doch als sich die Gruft in meinem Innern nicht öffnen ließ, hatte sie aufgegeben.

»Mum hat mir erzählt, dass es an dem Tag sehr stark geregnet hatte«, erklärte ich so hastig, dass ich kaum Luft bekam. »Die Steine waren rutschig, Jamie muss den Hang unterschätzt und das Gleichgewicht verloren haben. Es war definitiv ein Unfall, Esther. Vielleicht verwechseln Sie es mit etwas anderem.«

Esther presste die Hände auf die Ohren. »Oh, Ruby, bitte verzeihen Sie mir. Meine Erinnerung ist nicht mehr so gut wie früher. Tut mir leid, wenn ich Sie erschreckt habe.«

Meine Lunge leerte sich wieder, und ich sackte zusammen. Plötzlich zitterten meine Beine, und mir wurde schwindelig.

»Kein Problem«, sagte ich leise. »Halb so schlimm.«

Esthers stechender Blick – der mich bis zu diesem Augenblick nicht losgelassen hatte – schweifte rasch durch den Saal. Ich folgte ihm. Die Leute hatten sich zu kleineren Gruppen versammelt, das Gewühl in der Mitte hatte sich aufgelöst. Jetzt schlenderten sie an den Wänden entlang, um die Werke zu bewundern. Ich sah Mum in einer kleineren Gruppe stehen, die sich am Büfett versammelt hatte.

Etwas umfasste mein Handgelenk. Esthers Haut war seideweich, aber ihr Griff war fest.

»Versprechen Sie mir etwas, Ruby?«

Immer noch erschüttert von unserem Gespräch, sah ich sie finster an. Jede Bitte um ein Versprechen war mir unangenehm, vor allem, wenn sie von jemandem geäußert wurde, den ich gerade erst kennengelernt hatte.

Esther ließ mein Handgelenk los, doch ihre Augen flehten so lange, bis ich nickte.

»Würden Sie mich in Lyrebird Hill besuchen?«, sagte sie. »Bitte, sagen Sie Ja. Wir könnten unsere Unterhaltung dort unter vier Augen fortsetzen. Ich habe so schöne Erinnerungen an Sie und Jamie als Kinder. Vielleicht helfen sie Ihnen, sich zu erinnern. Außerdem hätte ich da noch etwas für Sie. Ein Buch«, setzte sie leise hinzu.

Aus lauter Neugier fragte ich: »Was für ein Buch?«

Esther warf einen Blick über die Schulter, dann sagte sie hastig: »Wir sollten nicht hier darüber reden, meine Liebe. Bitte sagen Sie, dass Sie kommen. Ich zeige Ihnen meinen neuen Garten und das Treibhaus mit den Setzlingen, ich weiß, dass es Ihnen gefallen wird. Es wäre schön; wir könnten uns einen wunderbaren Tag machen.«

Ich sah sie blinzelnd an. Ein Besuch in Lyrebird Hill? Sollte ich wirklich an den Ort zurückzukehren, vor dem ich achtzehn Jahre lang geflüchtet war? Mich all den Anblicken, Geräuschen und Gerüchen meiner Kindheit aussetzen? Das Risiko eingehen, mich zu *erinnern*? Und auch bei der Erwähnung eines Buches schrillten meine Alarmglocken.

»Ich überlege es mir«, erwiderte ich zögernd. »Im Moment gibt es viel zu tun im Buchladen. Möglich, dass ich nicht so schnell weggann.«

Esther zupfte an ihrer Handtasche und lächelte. »Nun, wenn Sie sich ein paar Tage freinehmen können, kommen Sie einfach und bleiben Sie ein Weilchen. Ich habe viel Platz, wie Sie wissen. Bitte, Ruby. Es würde mir sehr viel bedeuten.« Sie

nahm das Sträußchen wilder Blüten von ihrem Ausschnitt und drückte es mir in die Hand. »Kommen Sie, wann immer Ihnen danach ist. Zu jeder Tages- oder Nachtzeit. Meine Tür ist offen.«

Sie zögerte, als wollte sie noch etwas sagen. Stattdessen küsste sie mich leicht auf die Wange und schloss sich einer Gruppe von Besuchern an, die auf den Ausgang zusteuerte. Ich sah ihr nach, bis sie die Tür erreichte, und erhaschte noch einen flüchtigen Blick auf das weiße Haar und das rote Kleid, ehe sie draußen verschwand.

»Ruby!«

Ich blickte mich um. Rob bahnte sich einen Weg durch die Menschenmenge und balancierte zwei Weingläser und einen kleinen Teller mit Käse.

»Da bist du ja«, sagte er, reichte mir ein Glas und nahm sich ein Stück Käse. »Ganz schön viele Leute, nicht? Halb Armidale muss hier sein. Margaret hat fast alle Bilder verkauft. Amüsiert du dich?«

»Nicht wirklich«, gab ich zu und nahm einen kräftigen Schluck Wein. »Ich habe genug gesehen. Ich verabschiedete mich von Mum und treffe dich draußen.« Noch ehe er antworten konnte, ging ich geradewegs auf meine Mutter zu.

Als sie mich sah, kam sie mir rasch entgegen, nahm mich am Arm und führte mich in eine ruhige Ecke der Galerie.

»Ich habe mich schon gefragt, wo du steckst«, sagte sie. Sie hatte ein erhitztes Gesicht, und ihr Haarknoten hatte sich ein wenig gelöst. »Ich fürchte, ich wurde aufgehalten. Hast du dir die Bilder ansehen können?«

»Sie sind wunderschön, Mum. Alle aus dem Gedächtnis, vermute ich?«

Sie nickte. »Obwohl ich mich in den letzten vier Jahren oft verflucht habe, weil ich nicht daran gedacht hatte, das alte

Haus zu fotografieren. Es hätte meine Arbeit erheblich erleichtert.«

»Bestimmt hätte Mrs Hillard sich über deinen Besuch gefreut.«

Mum verkrampfte sich. »Nun ja, Ruby, du weißt ja, was ich für das Haus empfinde. Diese Bilder waren der Versuch, so etwas wie einen Schlusstrich zu ziehen. Zurückzugehen hätte nur bedeutet, die alten Wunden wieder aufzureißen.« Als ich nicht antwortete, kniff sie argwöhnisch die Augen zusammen. »Was ist los, Ruby? Du bist so blass.«

Mein Pulsschlag beschleunigte sich, und ich holte tief Luft. »Da wir gerade von Esther Hillard sprechen, sie war hier.«

Mum warf einen Blick über meine Schulter. »Oh, dann sollte ich sie begrüßen.«

»Sie musste schon gehen.«

»Wie schade. Ich habe sie seit einer Ewigkeit nicht gesehen. Ich hätte sie gern gesprochen.« Mum schien darüber nachzudenken, dann fragte sie ein bisschen zu laut: »Habt ihr euch gut unterhalten?«

»Ja. Über Jamie.«

Meine Mutter zwang sich zu lächeln, doch sie war auf der Hut. »Ihr habt sie oft besucht, als ihr klein wart. Eine Weile habt ihr beide mehr Zeit bei ihr verbracht als zu Hause. Sie war sehr nett. Zu uns allen.«

Ich konnte mich nur vage an diese frühen Besuche erinnern, doch eine Erinnerung stach hervor. Ich dachte an das Bild, das ich vor mir gesehen hatte, als ich mit Esther sprach. Das Zimmer mit den vielen Büchern, der Duft nach heißem Kakao und das wohlige Gefühl von Behaglichkeit.

»Sie hat mir etwas über Jamie erzählt, das mich erschüttert hat, ehrlich gesagt.«

Mum wurde bleich, und ihre Fingerspitzen fuhren zum Hals.

»Ruby, bitte«, sagte sie leise. »Jetzt ist nicht der richtige Zeitpunkt dafür. Komm doch morgen bei mir vorbei, dann können wir über alles reden.«

»Wir fahren heute Abend wieder nach Hause. Tut mir leid, Mum, ich weiß, dass es nicht der richtige Augenblick ist, trotzdem muss ich wissen ...« Ich zögerte und sah mich in der Galerie um. Rob war nirgends zu entdecken, und der Raum leerte sich schnell. Mum brannte wahrscheinlich darauf, noch einige Leute zu sprechen, ehe sie gingen, um sich für ihre Teilnahme zu bedanken und sich zu verabschieden, aber ich musste ihr diese Frage stellen.

»Esther meinte, Jamies Tod sei kein Unfall gewesen. Stimmt das?«

Mum schien in sich zusammenzufallen. Einen Augenblick sah ich nicht die Künstlerin mit der porzellanweißen Haut, die im Zentrum der Aufmerksamkeit stand, sondern das gebrochene Wesen, das sie nach dem Tod meiner Schwester gewesen war. Aschfahl, alt, von Trauer gezeichnet.

»Oh, Ruby, jedes Mal, wenn wir uns sehen, stocherst du in alten Wunden herum. Es hat keinen Zweck, in der Vergangenheit zu wühlen, davon wird Jamie auch nicht wieder lebendig. Warum kannst du sie nicht in Frieden ruhen lassen?«

Ihr Blick schweifte durch die Galerie. Die Menschenmenge wurde immer dünner, die Besucher strebten dem Ausgang zu, verabschiedeten sich von Weitem und gratulierten meiner Mutter zu der wunderbaren Ausstellung. Es hätte der krönende Abschluss sein sollen, ein Augenblick des Triumphs.

»Tut mir leid, Mum«, sagte ich leise. »Ich will dir den Abend nicht verderben, aber ich muss es wissen.«

Mum holte tief Luft und sah mich schließlich an. Offenbar kostete es sie große Anstrengung.

»Es gab eine Untersuchung. Dabei stellte sich heraus, dass Ja-

mies Verletzungen nicht von einem Sturz herrührten, aber die Polizei fand keinen Hinweis darauf, dass an dem Tag außer Jamie und dir noch jemand in den Felsen gewesen war. Verstehst du, es hatte stark geregnet – jeder Hinweis, der uns zu demjenigen geführt hätte, der für ihren Tod verantwortlich gewesen sein könnte, war fortgespült worden.«

Ich bekam keine Luft, mir wurde schwindelig in der halbdunklen Galerie mit den Inseln aus hellem Licht, den vibrierenden Bildern, dem Geschmack von Wein auf der Zunge und dem Anblick meiner Mutter, deren Gesicht jetzt kreidebleich war, den riesigen, dunklen Augen, den aufgebissenen Lippen.

»Verantwortlich gewesen?«, bekam ich schließlich heraus.

Mum nickte.

Mein Herzschlag raste, dann wurde er plötzlich langsamer. Die Worte drifteten von mir weg. »Sie haben geglaubt, dass ich es gewesen bin, nicht wahr?«

Mum schüttelte den Kopf. »Nein, Ruby, das hat niemand gedacht. Kein Mensch hat jemals dir die Schuld daran gegeben.«

Du schon, flüsterte eine Stimme in mir. *Du hast mich dafür verantwortlich gemacht.*

Ich schüttelte den Kopf, um wieder klar denken zu können. »Warum hast du mir das nie erzählt?«

»Ich wollte dir den Kummer ersparen. Du warst ein Kind. Du hast Jamie vergöttert; sie zu verlieren war traumatisch genug.«

»Und deshalb hast du mich in dem Glauben gelassen, es wäre ein Unfall gewesen.« Ich hielt inne, abgelenkt von dem plötzlichen Aufruhr meiner Gedanken. Ich war wütend auf Mum, weil sie mir die Wahrheit vorenthalten hatte, doch es war nicht wirklich eine Überraschung. All die Jahre hatte ich gespürt, dass unter der stillen Oberfläche meiner Amnesie irgendetwas schlummerte. Instinktiv hatte ich gewusst, dass der Tod meiner Schwester kein Unfall gewesen war.

Die Polizei fand keinen Hinweis darauf, dass an dem Tag außer Jamie und dir noch jemand in den Felsen gewesen war.

Plötzlich hatte ich das Verlangen nach frischer Luft. Ich wollte weg von dem Stimmengewirr und dem Klirren der Gläser, weg von den Gemälden, die eine Vergangenheit wieder zum Leben erweckten, an die ich mich nicht erinnern wollte. Und weg von meiner Mutter, die mit ihrem jahrelangen Schweigen nur meine verborgensten Ängste wieder hatte aufleben lassen.

»Erde an Ruby – jemand zu Hause?«

Wir standen auf dem Parkplatz der Galerie. Robs schwarzer Jaguar, der unter den Flutlichtern schimmerte, war der einzige Wagen, der noch übrig geblieben war. Meine Mutter hatte uns zu einer Party im Anschluss an die Ausstellung eingeladen, doch ich spürte, dass sie es nicht aufrichtig gemeint hatte. Die Unterhaltung über Jamie war uns beiden an die Nieren gegangen, und ich wusste, dass sie insgeheim erleichtert war, als ich mich verabschiedete.

»Ruby? Alles in Ordnung?«, fragte Rob.

Ich war mehr als erschöpft. Der Wein war mir zu Kopf gestiegen. Meine Nerven, die schon den ganzen Tag bis zum Zerreißen gespannt gewesen waren, spielten verrückt. In diesem Augenblick sehnte ich mich nur nach einem ruhigen, dunklen Ort, an dem es angenehm und sicher war, am besten in meinem Bett, wo ich mich verstecken und vor den finsternen Ereignissen des Tages abschotten konnte. Egal wo, nur nicht hier auf dem leeren Parkplatz mit seiner grellen Sicherheitsbeleuchtung.

Rob klimperte mit den Wagenschlüsseln. »Schatz?«

Ich holte tief Luft, griff in meine Handtasche und zog den Fetzen schwarzer Spitze heraus.

»Kannst du mir das erklären?«